

MOSLEMISCHE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON { MAULANA SADR-UD-DIN
AL-HADSCH DR. S. M. ABDULLAH
Ehemals Professor zu Lahore (Indien)

15. Jahrgang

Safar 1358 A.-H.

April 1939

Heft 1

INHALT:

1. Die Mystik im Islam Seite 1
Von Anton Hartmann
2. Weltfrömmigkeit eines Moslems „ 7
Von C. Becker
3. Wesen und Art des Gebetes „ 22
Von Dr. Bruno Hiller
4. Bücherschau „ 30



Erscheint dreimal jährlich // Bezugspreis: jährlich RM 3.—, je Heft RM 1.—

BERLIN - WILMERSDORF
BRIENNER STRASSE 7, MOSCHEE // FERNRUF: 871930

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

IM NAMEN GOTTES, DES BARMHERZIGEN, ALLERBARMENDEN MOSLEMISCHE REVUE

15. Jahrgang

Safar / 1358 A.-H.
April 1939

Heft 1

DIE MYSTIK IM ISLAM

VON ANTON HARTMANN

Die Mystik darf nicht mit dem Mystizismus verwechselt werden. Dieser entsteht, wenn Menschen mit großer religiöser Sehnsucht das letzte Geheimnis des Lebens mit Hilfe des Verstandes zu ergründen oder zu entschleiern suchen. Ein solches Streben kann aber niemals zu dem gewünschten Ziele führen, weil der Verstand als etwas Endliches niemals das Unendliche erfassen und erkennen kann. Ein derartiges Forschen und Suchen kann nur zu religiöser Schwärmerei führen, die mit echter Mystik nicht das geringste zu tun hat.

Die wahre Mystik ist vielmehr diejenige religiöse Anschauung, die in allem Endlichen das Unendliche sieht. Man könnte auch sagen, sie ist die Herzenserkenntnis des Wahren, Guten und Schönen in allem. Man muß ein Künstler sein, das heißt den Geist göttlicher Schönheit in sich tragen, um ihn überall in der Welt offenbar zu sehen, und man muß ein Mystiker sein, das heißt den Geist göttlichen Lebens im Herzen fühlen, um ihn überall in der Welt und im Menschenleben zu erkennen und zu lieben.

Ein Mystiker des Ostens wurde gefragt: Hast du schon einmal Gott gesehen? Er antwortete: Ja, ich sehe ihn überall, in den Blumen der Wiese und in den Sternen des Himmels, im Heiligen und im Verbrecher, im Glück und im Unglück, in allen Gegensätzen der Welt, im Guten und Bösen, im Kleinen und Großen. Ich sehe ihn überall in der Natur und im Menschenleben, weil ich ihn in mir selbst gefunden habe.

Wäre Gott der Seele fremd und unnahbar, dann könnte es keine vollkommene Vereinigung mit ihm geben, sie blieben sich ewig fern und ungleich. Aber jeder geistig erwachte Mensch weiß und fühlt sich eins mit dem Unendlichen, und auch die Mystik lehrt, daß Gott der Seele immanent, ja ihr wahres Wesen ist.

Auf zwei Wegen kann die Seele zur vollkommenen Einigung mit Gott gelangen, auf dem Wege der Vernunft und auf dem Wege der Liebe und Ergebung. Der Vernunft und der Liebe gilt nichts unerreichbar, auch das Höchste nicht. Die Vernunft durchdringt alle Tiefen der Gottheit und die Liebe durchbricht alle Schranken der Endlichkeit. Vernunft und Liebe ruhen nicht, bis sie mit ihrem Ursprung, der zugleich ihr Ziel ist, vollkommen eins sind. Die Mystik tritt dafür ein, daß die volle Erkenntnis Gottes schon hier auf Erden verwirklicht werden kann.

Es gibt verschiedene Grade der mystischen Erkenntnis. Ein frommer Moslem erzählte: Als ich auf meiner ersten Pilgerfahrt nach Mekka vor der heiligen Kaaba stand, da sah ich nur das Haus Allahs; bei meiner zweiten Pilgerfahrt sah ich nicht mehr das Haus Allahs, sondern nur noch den Hausbesitzer; bei meiner dritten Pilgerfahrt aber sah ich weder das Haus noch den Hausbesitzer, denn ich war mit dem Höchsten vollkommen eins geworden.

Gegenüber dem starren Dogmatismus, der die Seele an Bücher, Personen und Institutionen bindet, den Gesichtskreis verengt und leicht zu seelischer Verkalkung führt, hat die Mystik mancherlei Vorzüge: sie gewährt einen weiten und freien Blick, sie befreit von allen Formen und Zeremonien, sie duldet keine blinde Unterwerfung unter eine unverständene Autorität, sie kennt nur die Stimme des in Gott gegründeten Gewissens und stellt jeden unmittelbar vor das Angesicht des Ewigen.

Die Mystik ist jene Großmacht, welche die religiöse Gemeinschaft in Lehre und Leben vorwärts treibt; sie ruft den Gemeinden oder einzelnen Gläubigen ein Halt zu, wenn diese darauf ausgehen, zu herrschen anstatt zu dienen; sie hält immer die Fahne der Glaubens- und Gewissensfreiheit hoch; sie sucht die religiöse Gemeinschaft auf rechter Bahn zu erhalten oder wenn sie davon abirrt, wieder zum Rechten zurückzuführen.

Im Islam war die Mystik stets lebendig. Dafür zeugen nicht nur der Koran und manche Hadithe des Propheten. Die bedeutendsten Dichter des Islam waren erleuchtete Mystiker, und unter den Sufis befinden sich mystische Sterne erster Größe.

Folgende Grundlehren der Mystik finden sich im Koran klar und deutlich ausgesprochen: Die Lehre von der göttlichen Einheit und Allgegenwart, die Lehre von der Wesensgleichheit des Menschen mit Gott, die Lehre vom dem Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit in allem und schließlich die Lehre von den Wegen, die zur Vereinigung mit Gott führen.

*

Der Koran verkündet die mystische Lehre von der Einheit und Allgegenwart Gottes mit den Worten:

„Gott gehört Orient und Okzident; wohin ihr euch wendet, ist sein Antlitz.“

Hier wird klar ausgesprochen, daß in der Welt nicht der Zufall herrscht, sondern der Geist göttlicher Harmonie. Viele Menschen glauben an den Zufall, weil sie räumlich oder zeitlich in ihrer Anschauung beschränkt sind oder die Gesetze der physischen und geistigen Welt nicht kennen. Viele vermögen die Harmonie der Welt nicht zu sehen, weil sie sich durch Selbstsucht von der Einheit des Lebens trennen, und so glauben sie an die Macht des Zufalls. Man kann mit Gewißheit sagen: Je weniger einer die Gesetze des Lebens erkennt, um so mehr ist er geneigt, den Zufall wirksam zu sehen, je mehr einer die Gesetze der Natur erkennt, um so weniger wird er dem Zufall einen Platz in der Welt einräumen. Würde aber einer die Ordnung und Harmonie der Welt vollkommen durchschauen, dann würde es für einen solchen überhaupt keinen Zufall geben.

Die Natur in allen ihren Ordnungen ist ein Hinweis auf die Weltharmonie. Das Gesetzmäßige in allem Geschehen, die Schönheit der Formen, die Liebe in allen Bewegungen, die Freude in der Schöpfung, die Zielstrebigkeit und Zweckmäßigkeit im Kleinen und im Großen, die Wechselwirkung und gegenseitige Ergänzung aller Reiche des Lebens — weisen auf einen Geist hin, der alles in Harmonie zusammenschließt.

Auch der Mensch ist ein Hinweis auf den göttlichen Geist der Harmonie. Die wunderbare Organisation seines Körpers, seine Sprache, die Buchstabenschrift, seine Geschichte, Kunst und Wissenschaft, sein Gewissen, seine Sittlichkeit, seine Religion, sein unablässiges Streben nach Wahrheit, Freiheit, Glückseligkeit und höchster Vollkommenheit — sind deutliche Hinweise auf den Geist göttlicher Harmonie, der sich in all diesem offenbart.

Nun könnte man einwenden: Aber es gibt nicht nur Vernünftiges, sondern auch Unvernünftiges in der Welt, nicht nur Zweckmäßiges, sondern auch Unzweckmäßiges, nicht nur Gutes, sondern auch Böses. Da bleibt dem Zufall doch ein weiter Spielraum. Nun, das Unvernünftige, das Unzweckmäßige, die Sünde und das Leiden sind nur ein Mittel in der Hand der Vorsehung, um Vernunft, Ordnung und Gerechtigkeit zur Geltung zu bringen.

Das Unvernünftige ist da, um von der Vernunft überwunden zu werden. Das Unzweckmäßige ist da, um in Zweckmäßigkeit verwandelt zu werden. Die Sünde ist da, um von der erkennenden Liebe aufgehoben zu werden. Auch das Leiden des Lebens ist nicht zufällig, es hat die hohe Bestimmung, alle Kräfte der Seele zu entwickeln, sie zu läutern und zur höchsten Erkenntnis und Freiheit zu führen.

Wenn wir das alles recht bedenken, so wird uns die Wahrheit des Koranwortes einleuchten:

„Gott ist das Licht des Himmels und der Erde; Gott ist der Anfang und das Ende, das Sichtbare und das Unsichtbare.“

Der Koran verkündet ferner die mystische Lehre von der Wesensgleichheit des Menschen mit Gott. Er sagt:

„Wir sind Gottes und zu ihm kehren wir zurück.“

Wenn wir uns selbst betrachten, so können wir ein vielgestaltiges Leben in uns wahrnehmen: ein vegetatives Leben, ein physiologisches Leben, ein unbewußtes Traumleben, ein Leben der Instinkte und Leidenschaften, ein Leben der Liebe, in dem wir uns mit der ganzen Menschheit eins wissen und fühlen, und schließlich ein geistig-göttliches Leben, in dem wir unsere Einheit mit dem unendlichen Leben erkennen und verwirklichen.

Es gibt verschiedene Bewußtseinsreiche im Weltall und im Menschen.

Durch unseren physischen Körper wirken wir auf die uns umgebende physische Welt ein und empfangen von ihr die verschiedensten Anregungen. Durch unsere Wünsche und Leidenschaften stehen wir in Beziehung zu der uns umgebenden Wunschwelt, wir wirken auf sie ein und erhalten von ihr die mannigfachsten Einflüsse. Unsere Gedanken stehen mit der Gedankenwelt in Verbindung, und wenn wir uns nicht vorsehen, können wir die schlimmsten Einwirkungen aus dieser Region erfahren. Wenn wir aber himmlische Tugenden in uns pflegen, so machen wir uns empfänglich für das Gute und Schöne, das aus der Himmelswelt uns zuströmt. Die Gotteswelt in uns ist eins mit dem unendlichen Leben außer uns und macht uns fähig, immer mehr die göttlichen Kräfte in uns zu entfalten und das Wort des Propheten zu erfüllen:

„Durchtränke dich mit göttlichen Eigenschaften!“

Jeder Moslem, der seine Wesensgleichheit mit dem unendlichen Leben erkennt, weiß, daß alle Menschen Brüder sind und die Bestimmung haben, einander zu lieben und zu dienen. Er weiß auch, daß es keinen Zwang in der Religion geben kann und daß die Freiheit des Glaubens und Gewissens die natürlichste Sache von der Welt ist. Er sieht klar, daß in jedem Menschen mystische Kräfte ruhen, die dann offenbar werden können, wenn die nötigen Bedingungen gegeben sind. Am vollkommensten werden sich die mystischen Kräfte im Leben des Heiligen offenbaren. Das Merkmal des Heiligen ist seine bewußte Einheit mit dem göttlichen Willen. Die göttliche Macht wird im Heiligen in demselben Maße offenbar werden, in dem er mit ihr bewußt verbunden ist.

Als Beispiel für eine hohe geistige Kraft, die einem Mystiker innewohnen kann, möge hier die Erzählung eingeflochten werden vom Kalifen Mansur und dem Mystiker Ssâdek.

Der Kalif Mansur hatte die Absicht, den weisen Ssâdek töten zu lassen, weil er in ihm einen Nebenbuhler in der Herrschaft vermutete. Er gab also den Befehl, ihn in den Palast zu führen. Beim Erscheinen Ssâdeks sollte er der Verabredung gemäß in dem Augenblick gegriffen und getötet werden, in dem der Kalif seinen Turban vom Kopfe nahm. Wider alles Erwarten geschah das aber nicht, sondern der Kalif ging dem Mystiker entgegen und bat ihn in der höflichsten Weise Platz zu nehmen. Dann beschenkte er ihn reichlich und entließ ihn mit allen Ehren. Und warum änderte der Kalif seine Gesinnung? In dem Augenblick, da der Mystiker im Thronsaal erschien, ließ er seine magische Kraft wirksam werden. Der Kalif sah eine furchtbare Erscheinung auf sich zukommen, die ihn mit dem Tode bedrohte. Aus Furcht gab er seine mörderische Absicht auf und entließ den Mystiker, ohne ihm den geringsten Schaden zu tun.

*

Die mystische Anschauung des Islam zeigt sich ferner in der Lehre vom Gesetz der göttlichen Gerechtigkeit. Es heißt im Koran: „Allah wacht über alle Dinge.“ Und ferner: „Wer eines Stäubchens Gewicht Gutes getan hat, wird es sehen, und wer eines Stäubchens Gewicht Böses getan hat, wird es sehen.“

In der Tat herrscht das Gesetz der Causalität nicht nur auf allen Gebieten der äußeren Welt, sondern auch in den Reichen der inneren, geistigen Welt. Das Gesetz der Causalität ist wirksam im Reiche des Denkens. Was wir immer wieder denken, bildet gesetzmäßig unseren Charakter und unser Schicksal. Unsere Gedanken wirken sich gesetzmäßig aus in Gesundheit und Krankheit, in Reichtum und Armut, in Erfolg und Mißerfolg. Gedanken führen gesetzmäßig zu allen Ergebnissen in Kunst, Wissenschaft und Religion. Unfreies Denken führt notwendig zu unfreiem Handeln. Verkehrtes Denken führt gesetzmäßig zum Zorn, zur Grausamkeit, zum Verbrechen, zum Irrsinn. Weil diese Tatsachen bestehen, sollte jeder die Kunst der Gedankenbeherrschung lernen. Ohne diese Kunst gibt es keine Aussicht, jemals das Reich der Freiheit und Vollkommenheit zu betreten.

Das Gesetz der Causalität herrscht auf dem Gebiete des Wollens und Handelns. Wer mit unreinem Beweggrund will und handelt, wird sich immer fester verkettet mit der Welt der Gegensätze und Leiden und niemals das Reich der Freiheit und Glückseligkeit schauen. Darum sind alle Egoisten, die nur um des eigenen Vorteils willen sich in Bewegung setzen, in die Enge

und Beschränktheit gebannt. Die Weite des Blicks, die Hoffnung auf Freiheit, die Entfaltung aller geistigen Kräfte zur höchsten Vollkommenheit wird nur denen gesetzmäßig zufallen, die das Wahre, Gute und Schöne um seiner selbst willen verehren und in die Wirklichkeit tragen. Hier zeigt sich klar und deutlich die alles überwindende Macht der guten Gewohnheit.

Das Gesetz der Causalität „Wie die Saat, so die Ernte“, zeigt sich aber nicht nur in unserem Denken, Wollen und Handeln, sondern es beherrscht unser ganzes Dasein. Unser gegenwärtiges Leben ist die gesetzliche Folge eines früheren Lebens, und unser zukünftiges Dasein wird in seinem Charakter — im Guten und Bösen — bestimmt durch die Gedanken und Taten unseres gegenwärtigen Lebens. Im Lichte der mystischen Lehre der Reinkarnation zeigt es sich, daß es in Wahrheit keine Ungerechtigkeit in der Welt gibt, sondern alles Gute belohnt sich selbst und alles Böse bestraft sich selbst. Kein Verbrecher und kein Heiliger kann der Ernte von dem entgehen, was er in seinem Leben aussät. So erfüllt sich bis ins Kleinste und Feinste das Gesetz der ausgleichenden Gerechtigkeit in der Welt.

Die mystische Lehre des Islam wird auch offenbar in den Wegen, die er verkündet, um zur Vereinigung mit Gott, dem Unendlichen und Allbarmherzigen zu gelangen.

In einem bekannten Hadith läßt der Prophet Allah, den Ewigen, sagen: „Wer das Verderbliche in sich tötet, dessen Lohn bin ich.“

Das Verderbliche in uns ist jede Form der Selbstsucht, das Selbstwollen, das Selbsthaben, das Selbstwissen. Je mehr wir im Sinne der Selbstsucht tätig sind, um so mehr entfernen wir uns von Gott, der Quelle alles Lebens, um so ärmer und elender werden wir. Je mehr wir alles Endliche aufgeben und verlassen, um so mehr kann das Unendliche und Ewige sich in uns offenbaren. Ja, wer alles Endliche aus seinem Herzen ausgetrieben und entfernt hätte, in dem müßte das unendliche und unvergängliche Leben auferstehen.

Nach der mystischen Lehre des Islam gelangen wir zur vollkommenen Vereinigung mit Allah auf dem Wege der Liebe. Der Prophet sagte:

„Der Islam ist höchste Verehrung Gottes und tiefste Liebe für seine Geschöpfe.“

Die Liebe ist bekanntlich diejenige Kraft, die uns aufs innigste mit dem verbindet, den wir lieben. Lieben wir einen Menschen wahrhaft, so werden wir mit ihm ein Herz und eine Seele; lieben wir unser Volk, so strömen die geistigen Kräfte, die ihm innewohnen, in uns ein und bereichern unser Leben. Lieben wir die Natur in ihrer Schönheit, Ruhe und Erhabenheit, so nehmen wir teil an den wunderbaren Kräften, die in ihr geheimnisvoll weben; lie-

ben wir Gott wahrhaft, so vereinigen wir uns mit ihm, seine Kraft, seine Liebe, Weisheit und Macht wird in uns lebendig. Wer Mitleid und Erbarmen pflegt auch gegen die geringsten Geschöpfe, ist auf dem Wege zur Vereinigung mit Allah, dem Mitleidigen und Allerbarmenten.

*

Nach der mystischen Lehre des Koran ist Allah das Licht der Himmel und der Erde und darum auch die ewige Freude. Die Eigenschaft der göttlichen Freude sollte jeder in sich zur Entfaltung bringen, der sich mit dem Höchsten vereinigen will. Allen Traurigen und am Leben Verzweifelnden möchte man zurufen:

Lebet im Bewußtsein der göttlichen Freude in allem, dann könnt ihr das Leben vom Standpunkt der Freude betrachten. Erwartet stets das Gute! Was auch kommt, macht aus allem das Beste! Befreit euren Kopf von Vorurteilen und euer Herz von Leidenschaften und wandelt über die Erde mit reinem Herzen und frohen Augen! Beachtet auch die kleinen Freuden des Lebens und seid dafür dankbar! Sucht allem eine gute Seite abzugewinnen! Ein Strahl der göttlichen Freude leuchtet ja in allem. Betrachtet die Traurigkeit als Sünde und erweckt in euch den Willen zur Freude! Bestrebt euch immer wieder, anderen Freude zu machen! Wer Freude sät, wird Freude ernten. Pfllegt in euren Seelen heitere Gedanken! Was wir denken, werden wir. Suchet vor allem die göttliche Quelle der Freude in euch selbst! Allah, der Freudenbringer, lebt nicht nur in den leuchtenden Sternen des Himmels, sondern auch geheimnisvoll in eurem eigenen Herzen.

Möge die islamische Mystik immer mehr in der Welt bekannt und gewürdigt werden — zum Segen für viele!

WELTFROEMMIGKEIT EINES MOSLEMS

VON C. BECKER

Motto: Wandre über die Erde (Koran).

Karl, das war sein deutscher, Arif, das war sein moslemischer Name — Karl Arif also verließ Deutschland ohne Geld und pilgerte zu Fuß durch die Länder und Erdteile, deren Schönheiten er als Altäre betrachtete, vor denen man betet, deren Sprachen er wenig kannte. Sein Kapital war seine Anspruchslosigkeit und die Güte der Menschen, die ihn unterwegs aufnahmen. Sein Schutz war seine Armut; ihm konnte niemand etwas nehmen, denn er besaß nichts. Seine sehr ausgesprochenen Bedürfnisse nach Rein-

lichkeit und Körperkultur erfüllte er, indem er sein einziges Hemd in jedem klaren Wasser wusch, an dem er vorbeikam, und es in der Sonne des Südens oder der Berge zum Trocknen legte, sich selbst nach einem Bade daneben.

Krankheiten, Schüttelfrost, Fieber heilte er durch zwölfstündiges, rastloses Wandern, und sei es in Regen und Schnee; mit zitternden Knien, aber mit unbeirrbarem Willen schritt er aus, bis der Schweiß ihm aus allen Poren trat, und bis die Sinne ihm vergingen. Der Umschwung zur Genesung war manchmal von seltsamen Umständen begleitet. So erinnerte er sich gern einer ekstatischen Diskussion, in die er mit einigen Weggenossen geriet, die sich in demselben Stroh derselben Scheuer zusammengefunden hatten. Nach einigen Stunden der Bewußtlosigkeit weckte ihn ihr schwerer Schritt aus dem Fieber. Er horchte auf ihre Reden, es ging um Dinge, die ihn betrafen, weil sie das Höchste der Menschheit betrafen. Daß jeder, auch der Aermste, in jeder Lage zum Höchsten der Menschheit Zutritt hat: durch seine Gedanken — das erschien ihm als ein wunderschöner Beweis Gottes und des Menschen, besser als alle Gründe der Philosophie. Er hörte sich sprechen. Er fühlte, daß seine Kräfte an seiner Stimme, an seinen Worten von Augenblick zu Augenblick wuchsen, bis der Höchstflug der Gedanken ihn in so reine Luft erhob, daß seine Krankheit und Schwäche tief unter ihm lag, und alles Uebel von ihm abfiel, wie die Keime bösariger Krankheiten absterben im Hochgebirge.

Solche Erlebnisse konnten sich freilich nur zutragen, solange er noch in Gegenden wanderte, die dem deutschen Sprachgebiet angehörten. Als bald aber überschritt er die österreichische Grenze gen Süden und kam nach Bulgarien. In seinen Schilderungen ist Bulgarien kein frohes Land, obwohl es das Land des schweren Südweins ist und der Weinberauschten. Jedenfalls fühlte er dort seine besten Kräfte erlahmen, jene Kräfte, die es zuwege brachten, daß der Sinn der Menschen und die Pforte ihrer Häuser sich ihm freundlich öffneten. Bulgarien ist auch das Land der gewaltigen Autostraßen. Es rascher zu durchqueren, erwirkte er sich von einem der Autoschaffner die Erlaubnis, die Fahrt auf dem Trittbrett eines überfüllten Wagenkolosses mitzumachen. Er hatte geglaubt, es würde allmählich Platz im Wagen für ihn werden. Aber er hatte sich geirrt. So hing er denn Stunde um Stunde mit dem Arm an der Messingstange des Wagentritts: wie eine Fahne in Gottes Wind. Und die beiden großmächtigsten Kräfte des Weltalls, jene Kräfte, die auch das Sternenzelt geformt haben, zentrifugale und zentripetale Kraft, stritten sich um ihn. Die zentripetale des Wagens wich der zentrifugalen, die ihn ins Unendliche fortschleudern wollte, jedesmal wenn das Gefährt eine neue, steile Kurve nahm hoch oben in den Bergen. Dazu ging

die Reise bald in einem schauerlich angepeitschten Tempo vor sich. Es fuhren nämlich infolge des starken Verkehrs gleich zwei vollgefüllte Riesenausos hintereinander. Die Wagenführer aber tranken einander aus ihren Flaschen einen verwegenen Mut zu. Und begannen sich in dieser Verfassung die Zeit und das Ziel zu kürzen, indem sie eine halbsbrecherische Wettfahrt an schwindelndem Abhang hin veranstalteten. Auf schmalster Strecke suchte immer einer den anderen zu überflügeln. Haarscharf, schwertscharf knirschten die Trittbretter gegeneinander, wenn ein Wagen an dem andern laut heulend vorbeisauste. Auf dem einen dieser Tritte stand Arif. Ein wenig höher, ein wenig tiefer, und das fremde Trittbrett drohte, ihm die Füße abzuschneiden. Die Wagenführer aber belustigten sich mit wüsten Zurufen an seiner Lage, während er nicht wußte, wie er sich noch länger an der Messingstange halten sollte. Hier zeigt es sich, daß es der Wein ist, welcher das Böse aus den Menschen herauslockt. Deshalb ist er den Moslems verboten. Doch unserem Arif war es tröstlich, den beiden wilden Männern zur Erheiterung zu dienen. Er lachte mit ihnen. Vielleicht lachte der Tod aus ihm. Aber nein: die Lage änderte sich urplötzlich. Denn hinter einer Kehre fuhr der Wagen jählings über ein Hindernis. Es waren die Rippen und Gestänge eines verunglückten Vorgängers, die wie ein furchtbares Spiegel- und Warnungsbild zu beiden Seiten am Abhang lagen. Und der Wagenführer, zweigeteilt und ausgeblutet, mitten unter den Trümmern. Von nun ab gab es nur noch zwei stille und finstere Männer, die ihre Wagen ordnungsmäßig hintereinander der Endstation zu lenkten. Die wirksamsten Worte sprechen die Dinge ihrerseits. Arif schien, der Tod selbst sei gekommen, um ihm das Leben zu retten.

Spät abends war er dann am Ziel, der kleinen bulgarischen Stadt an der Grenze. Grenzstädte sind keine Binnenstädte, sie haben mehr Ruinen, mehr Schanzen und weniger Güte als diese. Sie lächeln nicht. Sie zeigen ein abweisendes Gesicht. Wie in stummer Verteidigung, verrammelt und verschlossen, stehen ihre Häuser da. Arif fand niemanden in den Straßen. Auf sein Klopfen öffnete man nirgends, weder die Türen noch die herabgelassenen schweren Fenstervorleger. Alles predigte stumm: So fürchtet der Mensch den Menschen, ein Volk das andere.

Nur eine Tür im ganzen Ort stand offen: die Kirchentür. Er trat in den Kirchenraum. Drinnen atmete er Moderduft. Und erblickte in spätem Abendlicht rechts und links vom Altar zwei mächtige Pyramiden aus Menschenschädeln. Das waren laut Inschrift die Ueberbleibsel gemordeter Einwohner. Und an den Wänden war es genau in Bildern dargestellt und festgehalten, wie während des Balkankrieges Feinde über die Grenze

drangen, die Greise töteten, die Mädchen, die Frauen vor den Augen ihrer eigenen unmündigen Kinder vergewaltigten und den Opfern ihrer Brunst die Kehlen, den Kindern aber die Leiber durchschnitten. Dies alles war in der Kirche geschehen, wohin sich die wehrlose Einwohnerschaft, während die Männer fern bei ihrer Truppe standen, gemeinsam geflüchtet hatte als in eine letzte Zufluchtsstätte. Festgehalten war dies alles ganz eingehend auf den Bildern, damit der Geist der Blutrache nicht zur Ruhe käme für alle Zeit. Ueber dem Altar brannte friedevoll die ewige Lampe. Auf seinen Stufen bereitete jetzt Arif sich das Nachtlager. Er versuchte an diesem Ort, sich das Lächeln im Antlitz eines Menschen vorzustellen. Es gelang ihm nicht. Da verzieh er dem Ort sein finsternes Gesicht und verstand ihn. Die ganze Nacht träumte er davon, daß es ein unbegreifliches Wunder gab: das Lächeln im Antlitz eines Menschen. Gegen Morgen wurde das Lächeln stärker, immer stärker. Er sah nun ganz deutlich, daß es das Lächeln Muhammads, des Propheten war. Er erwachte davon. Da merkte er: die Sonne schien ihm durch ein rundes Fenster ins Gesicht. Er trat hinaus. Mit klappernden Gliedern und Zähnen. Das Fieber war wieder da.

Aber es wich, als er eine Stunde später türkischen Boden betrat; und auf die Zeit maßloser Anspannung und Erschütterung folgten Tage der Idylle. In Anatolien mit seinen weiten Steppen machte er nur freundliche Erfahrungen. Wie seltsamen Gestalten er auch zuweilen in meilenweiter Einsamkeit auf den Wegen begegnete, es tat ihm keiner etwas. Er stand ja im Schutze seiner Armut. Er begann sie immer mehr als schützende Macht zu fühlen, seit er seinen eigenen Revolver nebst Patronen freiwillig in die Debrawa geworfen hatte. Jedenfalls senkten selbst die bis zu den Zähnen bewaffneten Bewohner von Einzelgehöften die auf ihn gerichteten Pistolen mit den langen Läufen, wenn er, die Hände erhoben, die Finger ausgebreitet, sich ihren Häusern näherte.

Gleich am ersten Abend kam er in ein Dorf. Männer und Frauen arbeiteten auf dem Felde. Nur die Greise waren zurückgeblieben und nahmen ihn bei sich auf. Sie teilten mit ihm, was sie selber hatten, und er war es zufrieden. Am nächsten Tage, es war am Freitag, kamen die alten Leute im Zimmer des Schullehrers zusammen, um zu beten. Er gesellte sich zu ihnen. Und betete mit ihnen das Freitaggebet, er warf sich mit ihnen zur Erde. Da umringten sie ihn und dankten ihm, als hätte er ihnen eine große Liebe erwiesen. Erst jetzt gestand er ihnen, daß er Moslem sei. Sie waren so glücklich darüber, als hätte er ihnen ein köstliches Geschenk gemacht. Er selbst fühlte sich durch diese ihre Freude zum zweiten Mal beschenkt, nachdem sie schon ihre Notdurft mit ihm geteilt hatten. Als bald

lief die Kunde durch den ganzen Ort, daß der junge blonde Deutsche ein Glaubensbruder sei. „Warum hast du es nicht gleich gesagt! Wir hätten dich noch viel besser aufgenommen und dir unser Letztes gebracht!“ sagte ein alter, bärtiger Scheich zu ihm. Arif lächelte nur. Er gab sich seinen Glaubensbrüdern fast niemals zu erkennen, wenn er ihr Haus betrat. Er wollte keinen Vorteil für sich damit erzielen, daß er sich vor ihnen zu ihrem Glauben bekannte. Meist ging er auch, ohne es ihnen gesagt zu haben. Aber manchmal, wenn seine Dankbarkeit allzu laut in ihm pochte, verriet er es ihnen beim Abschied noch an der Tür: als einzige Gabe, die er zu geben hatte. — „Ich wollte sie kennen lernen, wie sie sind gegen jedermann, auch gegen die Andersgläubigen!“ äußerte sich Arif einmal über seine moslemischen Brüder im Orient. „Und was mich betrifft, so sollen sie mich als Moslem erkennen nicht an meinen Worten, sondern an meinem Tun. Mit welcher Widmung ich ihre Lieblingsziege füttere, mit welcher Sorgfalt ich ihnen das Holz für ihren Herd schlage, daran sollen sie mich als Moslem erkennen!“

Er geriet an einen andern Ort und kam mit einem jungen Menschen seines Alters ins Gespräch. Der führte ihn in sein Haus und bot ihm das Bett seines Bruders an, der vor einem halben Jahr in diesem Bett gestorben war. Die Mutter des jungen Mannes ließ ihm sagen, wie sehr sie sich freue, daß wieder ein Jüngling in dem Bette ihres toten Sohnes schlief. Aber sie zeigte sich nicht. Der Morgen tagte. Er erhob sich früh; sein Kamerad ruhte noch in Schlafes Banden und ahnte nichts von seinem Aufbruch. Aber während er das Haus verließ, erschien die Mutter lautlos oben auf der Ballustrade und sandte ihm leise gemurmelte Segenswünsche nach, bis er verschwunden war. Er hörte ihre Stimme, aber er durfte sich nicht nach ihr umwenden, daß wußte er, und das sagte ihm sein Gefühl.

Er rastete an einem dritten Ort. Hier kamen ihm nicht die Greise, noch kam ihm ein Jüngling entgegen. So ging er auf einen Soldaten los und vertraute sich ihm an. Dieser schloß ihn, da er sich als Ordnungsbehörde ansah, in ein Zimmer des Gemeindehauses ein, wie in ein Gefängnis. Seinen Paß schickte er zur Prüfung nach der nächsten Bürgermeisterei. Und setzte sich vor die Tür. Nach ein paar Stunden wurde der Soldat von einem anderen abgelöst; der nahm aus seinem Schube ein merkwürdig geformtes, hohles Blech, er setzte es an die Lippen und bließ darauf Flöte. Seltsame, uralte Laute kamen hervor, die wie die Kaskaden eines tausendjährigen Brunnens aufstiegen und fielen. Sie erfüllten die Luft und die Stille und wurden immer älter. Die vierhundertjährige Moschee des Ortes, die im Fenster stand, wurde kindhaft jung angesichts dieser vieltausend-

jährigen Töne. So manche Stunde hat Karl Arif dort im Gemeindehaus gegessen, dem Flötenspiel eines unbekanntes Soldaten gelauscht, der scheinbar für niemand, in Wahrheit für ihn, seinen Gefangenen, spielte und ihm das schenkte, was sein Bestes war. Karl Arif versank in einen merkwürdigen, meditativen Zustand der Verzückung. Er glaubte, die Brunnen aus den Arkaden von Cordova herüberrauchen zu hören. Aller Raum verschwand in die Zeit, alle Zeit versank. — Er zählte die im Gemeindehaus von Türük als Gefangener verbrachten Stunden zu den schönsten seines Lebens. Und als er am nächsten Morgen freigelassen wurde, bedauerte er es fast.

Ueber Land tragen uns unsere Füße, diese treuen und zuverlässigen Gefährten. Aber Arif mußte über das Wasser, wollte er von Konstantinopel nach Aleppo gelangen. Der Maschinist eines Dampfers, der von den Dardanellen nach Tripolis ging, und den er am Hafen kennen gelernt hatte, nahm ihn mit auf das Schiff und versteckte ihn. Der Kapitän bekam den blinden Passagier erst zu sehen, als sie schon in See waren. Er musterte ihn mit einem halben Blick von der Seite und übersah ihn nach einem kurzen Gespräch mit dem Maschinisten geflissentlich. Manchmal zeigt sich die Güte eines Menschen gegen uns darin, daß er uns wie Luft behandelt. In Tripolis wollte der Dampfer anlegen, der ein türkisches Schiff war. Die Hafenzollbehörde kam an Deck, prüfte die Pässe und vergewisserte sich, ob auch jeder Reisende die vorgeschriebene Menge Geldes mit sich hatte. Arifs Paß war in Ordnung. Aber an Geld gebrach es ihm völlig. Da wollten ihn die Hafenzollisten festnehmen, um ihn auf kürzestem Wege nach Deutschland zurückzuschicken. Man sieht — seine Armut schützte Arif wohl gegen die Gewalttätigkeiten der Verbrecher aller Landstraßen, keineswegs aber vor dem Zugriff der strengen Behörde, welche pflichtgemäß dafür zu sorgen hat, daß Unbemittelte ihrem Lande nicht zur Last fallen. Eben legte der eine Polizist seine Hand auf Arifs Schulter, um ihn festzunehmen, als die Stimme des Kapitäns erscholl: „Was wollt ihr von dem da?“

„Den nehmen wir mit!“

Der Kapitän: „Den laßt ihr mir ungeschoren!“

Die Wächter: „Hier ist Tripolis, hier haben wir zu befehlen und nicht ihr.“

Der Kapitän: „Der Boden meines Schiffes ist türkischer Boden, hier habe ich zu befehlen und nicht ihr!“

Karl Arif hörte, wie der Streit über ihn hinwegging um die Frage, ob man auf tripolitanischem oder türkischem Territorium sei. Er als Person war bald vergessen. Es ging jetzt nur noch darum, daß zwei Mächte Gelegenheit — vielleicht eine langersehnte Gelegenheit gefunden hatten, sich anein-

ander zu messen. Er selbst kam sich vor wie irgendein unzureichend verzollter Sack Zucker oder Pfeffer, der ganz denselben Anlaß zur Auseinandersetzung hätte geben können. Aber der Kapitän mußte wohl fabelhafte Worte finden, um den Sieg auf seine Seite zu ziehen. Er stand plötzlich hoch aufgerichtet, hatte die Hand schützend auf Arifs Schulter gelegt und bot ein herrliches Bild. „Afrika“, so soll er gesagt haben, „ist ein großmächtiger Erdteil. Dieses ist ein junger Mensch, leicht zu tragen. Beleidigt nicht Afrika, indem ihr tut, als könnte dieser mächtige Kontinent diesen schwächtigen jungen Mann nicht tragen, und als kümmerte sich Afrika allzu sehr um ihn!“ So oder ähnlich hat der Kapitän gesprochen. Die Passagiere, die ihn verstanden, klatschten Beifall. Die Wächter zogen ab. Der Kapitän konnte triumphieren. Aber man sah es ihm nicht an. Keine Miene in seinem Gesicht änderte sich. Diesen Sieg verdankte er gleichwohl, wenn man so wollte, Arif. Das vergaß er ihm nicht. Zunächst ließ er ihn, den blinden Passagier, durch einen Offizier um Entschuldigung bitten wegen des unangenehmen Zwischenfalls. Auch nahm er ihn noch ein großes Stück Fahrt weiter mit, als Arif mit dem Schiff zu kommen gehofft hatte. Er sprach ab und zu und bald nicht ungern mit ihm. Und er ließ ihm häufig Freundliches erweisen und kleine besondere Dinge der Verpflegung zukommen. Wir lieben die, denen wir helfen und Gutes erweisen können. Insbesondere dankt ein Moslem jedem, der ihm eine Gelegenheit gab, Gutes zu tun. Und Arif war wie dazu gesandt, den Menschen Anlaß zu geben, daß sie etwas Gutes taten. Ja, es entstand nahezu ein unausgesprochener Wettstreit zwischen dem Kapitän und dem Maschinisten, seinem frühesten Freund, um Arif. Denn auch dieser, der Maschinist, konnte bald keine Frucht mehr essen, keine Zigarette mehr rauchen, ohne Arif das gleiche zu reichen. Das war er sich schuldig. Und Arif mußte aus Gründen der Gastfreundschaft stets bereit sein, anzunehmen. Im übrigen verständigte man sich in der Hauptsache durch Lächeln, Kopfnicken, eine Berührung des Armes, der Schulter und sonstige schlichte Gebärden, da der Maschinist keinerlei europäische Sprachen konnte. Und Lächeln und freundliche Gebärden, sind sie dem Herzen nicht näher als Worte? So war es gerade der Mangel an Worten, der Mangel an gemeinsamer Sprache, was diese Männer einander näher rückte, als sie sich sonst wohl je gekommen wären. Ihre Hilflosigkeit in bezug auf Worte hatte etwas Rührendes. Und enthielt eine Aufforderung zu wechselseitiger Großmut in Taten. Fragen wir nun aber: Was veranlaßte beispielsweise diesen gewiß nicht vermögenden, selbst schwer arbeitenden Mann, den Maschinisten, sich Karl Arifs von allem Anfang an, anzunehmen und ihn auf das Schiff zu schmuggeln? Er fühlte die Macht, Gutes zu tun

und — den leisen Kitzel, etwas Verbotenes tun zu können um des Guten willen. Er setzte sich selbst dadurch einer Gefahr aus. Und sich dergestalt einzusetzen für einen Anderen und für etwas Abenteuerlich-Gutes, das ist ja wohl der Tatbestand der Großmut. Arif war ein wunderbares Instrument Gottes, um durch ihn an den Tag zu bringen, was an Großmut in den Herzen solcher verborgen schlummerte, die dieses Gefühles fähig waren. Es gab erstaunlich viel Edelmut und Edelmütige überall, wo Karl Arif sich zeigte.

Aber ein anderes Abenteuer lehrt, daß Arif nicht nur passiver, sondern auch aktiver Erwecker guter und schöner Regungen in den Menschen war. So schlenderte er bei der Rückkehr von einer seiner Reisen am Hafen von Port Said hin. Jeder, der einmal diesen südlichen Hafen besucht hat, weiß, wie es da zugeht. Rechts an der Hafenstraße sind Caféhäuser mit Tischen davor. Dort sitzen die Fremden — das Reisepublikum und die Matrosen. Links an der Straße sitzen, promenieren, stehen Frauen, wie jede Hafenstadt sie aufweist, Frauen, welche bereit sind, mit den Fremden zu gehen und ihnen ein Tag, eine Stunde zu verschönen, wovon die Folgen leider manchmal nach Jahren noch ungut zutage treten. Karl Arif ging eine Weile mit dem Strome den Quai entlang. Der Sündenpfehl lag im Licht und sah eigentlich gar nicht sündig aus; sondern wie ein nettes, harmloses Gesellschaftsspiel wirkte das Treiben. Er sah es sich an wie sonst ein Spiel in dieser seltsamen Welt, und hatte ganz vergessen, worum es sich dabei letztlich handelte, und daß er selbst mit im Spielfeld stand. Er geriet ins Gespräch mit ein paar englischen Matrosen, die an einem der Gasttische saßen und nach Mädchen Ausschau hielten, welche ihnen gefielen. Die Matrosen forderten ihn auf, bei ihnen Platz zu nehmen und fragten ihn, ob er auch schon verabredet sei. Arif verneinte es und lehnte das Ansinnen ab. Da begannen sie über ihn zu lachen und zu spötteln. Er ließ es schweigend hingehen. Dann erhoben sie sich, bis auf einen, der noch keine ihm zusagende Freundin gefunden hatte. Als sie fort waren, sagte dieser zu Arif: „Du wählst dir keine Frau, dir fehlt das Geld. Ich habe Geld. Hier nimm, damit du tun kannst wie wir andern und nicht allein zurückbleibst, während wir genießen.“ Er zog seine Briefftasche heraus, die voller Pfundnoten war. Arif hielt seine Hand fest und bat ihn, das Geld wieder an sich zu nehmen. Er unterlasse den Besuch bei den Frauen des Hafens nicht, weil das Geld ihm mangle, er würde ihnen auch fernbleiben, wenn er Geld hätte. Denn er verschmähe es, Frauen aufzusuchen, die so billig zu haben seien, daß man sie für Geld kaufen könne. Es sei ihm ein zu leichtes Gewinnen.

„Du hast eine Freundin zu Hause in Deutschland, der, du die Treue halten willst?“ sagte der englische Matrose.

„Wenn ich eine Freundin hätte, so wäre es allerdings eine Erniedrigung für sie, wenn ich ihr mit einer dieser Frauen des Hafens untreu würde. Und wer meine Freundin erniedrigt, der erniedrigt auch mich, da ich ihr Freund bin, selbst wenn ich der bin, der das Erniedrigende tut.“ So oder ähnlich sprach Arif. Aber am Ende zog der englische Matrose langsam und bis an die Haarwurzeln errötend, noch einmal seine Briefftasche heraus. Diesmal griff er in ein Seitenfach und zeigte Arif das Bild eines englischen Mädchens. Einem deutschen und einem englischen Mädchen wurde zu dieser Stunde im Hafen von Port Said mitten unter geschmückten und durch ihre Fremdartigkeit manchmal höchst anziehenden Frauen die Treue gehalten. Zweien Mädchen wurde ein Schmerz erspart, von dem sie vielleicht nie erfahren hätten, wann er ihnen bereitet worden wäre. Aber darauf kam es nicht an. Sondern darauf, daß es in diesem Augenblick zu Port Said, im **verrufensten Hafenviertel**, etwas sehr Schönes, unsichtbar Reines gab, worum die Welt wertvoller wurde. Der englische Soldat blieb bei Arif den ganzen Nachmittag. Er setzte sich zutraulich neben ihn. Sie waren gleichen Alters. Und als die Kameraden des Matrosen vorbeikamen und nun auch über ihn spotteten wie über Arif, hielt er es aus und gab keine Antwort, ganz wie es Arif getan. Er errötete nicht einmal mehr, daß er rein geblieben war, und schämte sich seiner anständigen Regungen nicht länger, mit denen sich lächerlich zu machen viele Menschen mehr fürchten als die Gemeinheit.

Als er zum Abend aufs Schiff zurück mußte, dankte er Arif auf eine rührende und unbeholfene Art und lud ihn zur Besichtigung des Schiffes auf den nächsten Tag, wo er Bordwache hatte. Als Arif zu Schiffe kam, wurde er, der Sohn des Weges, der Wanderer, der Besitzlose, von den englischen Matrosen mit den vollen Briefftaschen empfangen wie ein großer Besuch. Ihr ganzes Betragen hatte sich über Nacht auf eine geheimnisvolle Weise verwandelt. Sie zeigten ihm ihr Schiff als das Beste, was sie darzubieten hatten. Und wurden immer stolzer darauf, als sie sahen, wie sehr der schöne, schlanke, saubere Schiffskörper ihrem Gast imponierte.

Als Arif von dieser Reise zurückkehrte und an den Rhein kam, da zog ihn etwas, was er noch nie gefühlt hatte, zu dem Boden der Heimat, so daß er sich hinwerfen mußte. Er wollte nichts Geringeres, als den ganzen Weltball, der ihm so viel gegeben, in seine Arme schließen. Ihn konnte er nicht gegen sich aufheben. So mußte er sich wohl zu ihm herabneigen. Nachher aber merkte er, daß er dalag in dem Bestreben, den Boden zu küssen, ganz in derselben Stellung, welche der Moslem bei seinem Gebet einnimmt, um sich vor Gott zu beugen. Etwas in ihm, nämlich sein Stolz, hatte sich immer noch gegen das Zubodenwerfen des moslemischen Gebetes gesträubt. So sehr

er Gott liebte, er wollte sich nicht mit ganzer Gestalt unter den Willen Gottes unterwerfen. Seitdem ihn der Boden des Rheinufer aber liebend zu sich hinabgezogen hatte, war diese innere Hemmung geschwunden, und er hatte die uralte Gebärde des Orients zu seinem persönlichen Erlebnis gemacht und neu empfangen.

*

Karl Arif stand daheim in dem Zimmer seines alten Freundes, eines verwitterten Mannes, bei dem auf den Tischen die Skripturen und Akten sich häuften. Auf den Stühlen aber saßen nicht Menschen, sondern aufgeschlagene Bücher. Saßen da auf den ausgesogenen roten und grünen Sammeten wie große, fremde Schmetterlinge mit ausgebreiteten Flügeln. Auf den einzigen leeren Stuhl setzte sich Arif und fühlte sich eingehen in die stumme Gemeinde sitzender Intellekte. Gewiß, der in den Büchern seßhaft gewordene Geist strömte anderen Odem aus als Gottes freie weite Wege und das aufgeschlagene Buch der Welt. Indessen, Arif überließ sich gern dem Reiz der verklausulierten Atmosphäre und dem Ticken der Uhr an der Wand.

Gastgeber und Gast, sie sprachen nicht viel zusammen, bis daß sich Mitternacht näherte. Um diese Zeit erst pflegte Arif Worte zu finden. Und er fand sie dann ungesucht, wie man auf einer fremdartigen Wiese Blumen findet und pflückt.

Schon erfüllte ihn damals die innere Unruhe neuer Wege. Schon plante er neue Wanderschaft. Er sah sich bereits weit fort, am andern östlichen Ende der Welt, in Japan. Und dieses Gefühl trieb ihm ein seltsames Geständnis auf die Lippen, das hier verzeichnet sei.

„Manchmal ist mir“, so begann er, „daß ich vielleicht ein Bote bin, der als Ueberbringer einer Stafette ausgesandt ist: mit unbekanntem Ziel. Deshalb muß ich eilen: Tag um Tag. Unterwegs mache ich wohl bei diesem oder jenem halt, wie mein Weg es will, in den verschiedenen Ländern. Aber während mein Gastgeber zurückbleibt, muß ich alsbald weiter. Auch wenn es grausam ist für uns beide. Denn ich muß die Stafette weitertragen. Wohin? Ich weiß es nicht. Ich weiß auch nicht, was in der Stafette steht. Denn die Stafette ist ein zusammengerolltes Pergament, versiegelt und verschlossen. So trage ich sie, die Unbekannte, ins Unbekannte. Aber vielleicht ist sie nur für mich verschlossen, und dieser oder jener, an dessen Tür ich klopfe, vermag durch den Umschlag hindurchzusehen und liest ein Wort oder auch einen ganzen Satz, je nachdem er begabt ist, durch Hüllen zu schauen. Hat er aber gelesen, dann ist er plötzlich so wunderbar bewegt, erschrocken oder glücklich, je nach der Stelle, die er erblickte. Davon mache

ich mir ein Bild dessen, was er las. Denn er weiß von meiner Botschaft nun mehr als ich selbst, der ich sie in Händen halte. Und vielleicht weiß er aus dem Pergament auch über den Boten etwas, was mir geheim bleibt. Sonst könnte ich mir nicht erklären, daß sie oft so gut zu mir sind, bei denen ich raste. Der eine nennt mich „Bruder des Weges“, der andere „Du wie der Mond“. Ich frage keinen, was er las. Er mag das Wort, das ich ihm brachte, zurückbehalten. Es ist mehr sein als mein. Die Uhr ist ohnehin spät. Und am anderen Morgen, ehe er erwacht, wird mein Lager leer sein.

Möglich, in der Stafette steht eine Berufung. Und ich muß den suchen, dem sie gilt. Und bin ihm schon begegnet. Und bin an ihm vorbeigelaufen. Dann war es noch nicht Zeit, es durfte noch nicht sein, daß er die Botschaft erhielt. Ich aber muß eilen, bis ich ihm zum zweitenmal begegne. Möglich auch, die Stafette enthält eine Berufung für mich, den Läufer selbst, und eines Tages wird sie sich mir eröffnen. Wann sich dies alles erfüllen wird, weiß ich nicht. Ich weiß nur meinen Weg.“

Gast und Gastgeber bedachten beide, wie oft Arif nun schon von diesen seinen Wegen durch alle Landstraßen Europas, Asiens, Afrikas in dieses abgeschiedene Zimmer zurückgekehrt war. Der Mann wies darauf hin, wie merkwürdig es dem Wanderer vorkommen müsse, daß hier alles so beim Alten blieb, gespenstisch unverändert durch die Jahre, als wäre die Zeit stillgestanden, die da draußen auf allen Wegen der Welt gewaltig eilte.

„Es tut gut zu denken“, sagte Arif, „daß es Bleibende gibt. Die Bleibenden sind das A und O meiner Wege, der Hafen für meine Gedanken“. Und dann fügte er zögernd hinzu: „Aber — auch ob ich wiederkehre in ein Haus, das still auf mich wartet, steht nicht bei mir. Sondern es waltet ein strenges Gesetz. Ich darf nur zu denen wiederkehren, bei denen ich fühle: sie entziffern jedesmal ein neues Wort in meiner Stafette. Ein Wort von meiner Botschaft. Das behalten sie in ihrer Verwahrung. So manchen Ortes habe ich unvergeßliche Eindrücke erfahren. Und doch darf ich nicht wiederkehren. Denn ich nahm nur mit, hinterließ nichts. Es wurde nichts entziffert. Manchmal aber scheint mir, während sich meine Wege immer mehr erweitern, die Zahl derer wird immer enger, zu denen ich zurückkehre. Und die Wege gewinnen immer mehr den Anschein eines Kreisens um die Punkte der Wiederkehr. Bis ich einmal ganz um die Welt gekommen, den weitesten Weg wie einen Kranz um das Erdrund geschlungen haben werde und kein Weiter mehr möglich sein wird. Zugleich wird dann vielleicht nur noch einer übrig sein, zu dem ich wiederkehren darf. Es wird der sein, der die Kunst des Lesens von Verborgenem am besten versteht. Und ich werde so oft bei ihm eintreten, so lange bei ihm bleiben, bis seine Kraft

zu entziffern oder die Worte der Stafette erschöpft sind. Vielleicht heißt das, daß ich nie mehr ganz von ihm gehen werde.

„Möglicherweise ist der Text Ihrer Botschaft gar noch nicht vollendet, ja, Ihre eigenen Wanderschritte drücken immer neue Zeichen in das Pergament. Und während immer neue Worte der Botschaft entziffert werden, sind bei jeder Wiederkehr heimlich neue Worte hinzugewachsen, noch ungelesene!“

Arif nickte. Beide schwiegen. „Woraus“, so fragte plötzlich der Mann, „schöpfen Sie das Wissen um Ihren Auftrag als Träger der Stafette und als Bote eines Geheimnisses? Bote in Ihrem Sinne zu sein, das ist doch wohl ein Beruf, den sonst nur Engel haben, aber nicht Menschen?“

„Ich kann“, antwortete Arif, „darüber nur in einem Gleichnis Auskunft geben, das wir zusammen versuchen wollen zu entziffern. So hören Sie denn. Als ich in Damaskus den Töpfern zusah, und wie rasch sie mit ihren geschickten Händen einen Tonkrug fertig machten und noch einen — und der fertige Krug stand da, da dachte ich im Anblick des fertigen Kruges: er ist noch gar nicht fertig. Sondern fertig wäre er erst, wenn er gefüllt wäre mit dem frischesten Quell und im Begriff, seine Fülle abzugeben an einen durstigen Mund. Es ist mir gar nicht sicher, ob der Ton, aus dem ein neuer Krug gemacht werden soll, nicht schon darum weiß, daß der Wasserquell und der Mund, der an seinem Rande hängen wird, zu seiner eigenen Vollendung gehört.“

„Sie glauben, daß im Töpferton ein Wissen um den fertigen Krug steckt und um den Quelltrank, der hineingehört, und um den trinkenden Mund an seinem Rand? Sie haben recht. Denn zwar scheint es Vergewaltigung, Mißbrauch und Selbstentfremdung für den Ton, daß aus ihm ein Krug gebildet werden soll, aus einem Stück Natur ein Stück Zivilisation. Und doch kann es kein Zufall sein, daß man seit Jahrtausenden die Krüge aus dem Ton macht. Es geschieht, weil der Ton den Krug schon in sich trägt. Weil der Ton selbst es ist, der uns den Gedanken eingibt, aus ihm Krüge zu machen, uns dazu auffordert. Dieser Gedanke kommt aus ihm über uns, weil unter allen Stoffen der Welt der Ton am meisten willig und erbötig ist, sich zum Krug zu runden. Er leistet keinen Widerstand dagegen, sein Wesen leidet nicht den geringsten Zwang dabei. So steckt im Ton schon wesensmäßig der Krug. Der Wille des Tons überbrückt die Kluft zwischen Natur und Zivilisation; er ist darauf gerichtet, Krug zu werden. Der Ton kommt im Krug über den formenden Menschen hinweg erst ganz zu sich selbst und seinem eigentlichen Wesen.“

Arif: „Der Ton zeigt, wie aus Selbstvollendung ein Dienst an der Welt in natürlicher Fortsetzung quillt. Und wie aus dem Dienst an der Welt die Selbstvollendung neue Nahrung schöpft. Oder würde ohne den trinkenden Mund je aus Ton ein Krug sich vollenden? Der Ton erweitert sich in die Welt hinaus, indem er zum Krug wird, um dem Munde zu dienen. Doch genug der Bilder und endlich zu meiner Formel. Sonst gilt das Wort: Man kann nicht zweien Herren dienen. Und jeder muß wählen: Verlangt dich nach dir oder nach der Welt? Nach dir unter Verzicht auf die Welt, nach der Welt unter Verzicht auf dich. Aber ich will, mich suchend, die Welt finden, die Welt suchend, mich finden. Toten Dingen, wie dem Wasserkrug ist es erlaubt, in dieser Weise sich in der Welt, die Welt in sich fortzusetzen, dadurch, daß man sie nämlich gerade zu dem benutzt, wozu sie sich am besten eignen. Allein der Mensch soll sich eignen für jede Stelle und für jeden Dienst, dafür man ihn benutzen will. Statt Selbstentfaltung in fremdem Dienst, geschieht ihm somit Abbruch seiner Vollendung durch fremden Dienst. Oder Abbruch seines fremden Dienstes durch eigene Vollendung. Ich aber möchte der erste Mensch sein, der das Schicksal der toten Dinge, der Krüge, in die Menschenwelt einführt: benutzt zu werden allein zu dem, was ich besonders vermag! Die Stafette will jemand gebracht sein, und der Bringer wächst mit seinem Weg. Und wenn er erst den findet, der Meister seiner Botschaft ist, — — —“

Arifs Stimme senkte sich, sie wurde ganz in sich gekehrt. Er bewegte die Lippen kaum beim Reden; es war, als spreche ein einziger, kaum modulierter Ton, immer der gleiche Ton aus ihm. Man fühlte sich an das Murmeln eines Quells, aber auch an die Rezitation aus einem uraltheiligen Buche gemahnt.

„Als ich ganz jung war, noch ein Knabe“, sagte Arif, „da wartete ich auf den, der mich brauchen würde. Eines Tages würde ich zu ihm gehen. Und ich fragte mich bei diesem und jenem, dem ich begegnete, ob er es sei. Dann aber merkte ich, daß schon in der Frage lag, daß er es nicht sein konnte. Frage ist Zweifel. Heute warte ich nicht mehr auf ihn, noch meine ich zu ihm gehen zu müssen. Sondern ich weiß, daß er mich überkommen wird, und daß ich ihn sofort erkennen werde. Der Dienst bei ihm wird schwer sein, vielleicht tödlich. Ich bin auf alles gefaßt. Ist er der Rechte, so mag er alles aus mir trinken wie aus einem Krug, und mich dann fortwerfen und zerbrechen. Ich ahne, daß dies mein Schicksal sein wird. Und dieses Schicksal ist meine Sehnsucht, meine Unruhe, mein Suchen und mein Weitermüssen. Es gibt viele Menschen, Sie wissen es, die in meinem Leben etwas bedeutet, die in meine Tage etwas hineingetragen

haben. Sie sind jedesmal Sprossen gewesen für meinen Fuß und für sein Aufwärts. Nun aber frage ich mich: Für wen werde ich einmal Sprosse sein? Denn damit erst werden auch alle jene einen neuen Sinn und Zweck erhalten, die für mich Sprosse waren. Mit jedem, der für mich Sprosse wurde, vielleicht ohne daß er es wußte, wuchs ja das Gut, das dem Unbekannten gehört, der kommen muß. Sie alle wird er vorfinden, gesammelt in mir, als seinen Besitz. Was sie mir waren, bringe ich ihm in meiner Gestalt hinzu. Aber es wird auch immer schwerer sein, ihn zu finden, je mehr in mir aufgestapelt ist. Denn wie muß der sein, wer muß der sein, der alles nehmen darf, um damit etwas zu beginnen. Wie muß der sein, der nach mir greifen darf, da ich so viele Gabe und Begabung genoß. Ging ich nicht beispielsweise auch durch Ihre Schule hindurch? Und, o Meister, mögen Sie es wissen, Sie waren mir manchmal eine Gefahr, und Sie werden es immer noch mehr. Denn Sie stehen auf meinem Wege als dunkler Berg. Der, den ich suche, der muß Sie überragen. Sie sind sein Maß. Aber wo soll da einer kommen, der Sie überragt? Sie versperrten mir meine Aussicht in die Zukunft. Und manchmal hasse ich Sie dafür.“ Er sagte es ganz sanft, fast lautlos.

Die Antwort lautete, ebenfalls leise: „Sie wollen das Mittel sein. Und suchen nach Ihrem Zweck. Das Mittel tut Wirkung. Aber in der ganzen Schöpfung gibt es genau gesehen überall nur Wechselwirkung. Ein Geben und Empfangen in einem Atem. Ein junges Weib wandert vielleicht jetzt schon auf einer fernen Straße. Sie werden ihr begegnen, Sie werden das Erlebnis der Wechselwirkung mit ihr erfahren. Dann werden Sie nicht mehr nach dem Zyklisch-Gewalttätigen fragen.“

Arif erschrak. Er hatte nicht an Hella vergessen, nicht einen Augenblick hatte er an die Junge vergessen, von der eine Narzisse auf seinem Tische daheim in der einsamen Stube stand. Hella hatte Augen so schön, daß man immer hineinsehen mußte, und so rein, daß man fortsehen mußte, weil man sich schämte, daß so viel Reinheit nackt gezeigt wurde. Hella — im Hafen von Port Saïd war er ihr nicht untreu geworden mit den Mädchen des Hafens. Aber während er jetzt mit dem alten Manne sprach, wurde er ihr untreu, wurde er ihr mit vollem Bewußtsein untreu. Denn was er sagte, war seine Wahrheit, ganz ebenso wie Hella Wahrheit für ihn war. Und er mußte reden, weil er nicht schreien wollte. Denn es gab nun einmal die Gestalt des Gewaltigen hinter seiner Stirn. Und es gab einen beständigen Kampf zwischen Hella und dem Gewaltigen um ihn in seiner Seele. Von diesem Kampfe war Hella ohne Ahnung. Ja, sie wußte nicht einmal etwas von der Gestalt des Gewaltigen.

Inzwischen fuhr der Mann also fort: „Ich habe Ihre Unruhe manchmal gefühlt, Arif, ich habe sie auch verstanden. Und manchmal waren Sie mir Versuchung, Sie für mich selbst und meinen Dienst zu gebrauchen. Aber ich habe Sie nie um etwas gebeten. Denn wonach Sie sich sehnen, Mittel zu sein, das ist nicht das Ihnen zugewiesene Teil. Sie würden den ersten Dienst, den ich Ihnen auftrag, bereits versäumt und verfehlt haben. Und wie hätte es dann zwischen uns ausgesehen? Obwohl Sie manchmal baten, mir diesen oder jenen Dienst leisten zu können, habe ich von Ihnen immer nur freie Geschenke genommen. Geschenke bringen können Sie, Dienste leisten ist Ihnen versagt. Und das ist Ihre Unruhe, daß Sie dienen möchten, während Sie nur schenken können. Aber es sollte Ihre Unruhe nicht sein. Erinnern Sie sich immer, daß Sie schenken können, wenn es Sie quält, daß Sie nicht zu dienen verstehen. Daß Sie überraschen können, wenn es Sie peinigt, daß Sie nicht zu erfüllen wissen, was erwartet wird. Wer aber Geschenke bringen soll, muß Reichtum empfangen haben. Und so ist seine Empfänglichkeit nicht Tatenlosigkeit, sondern eine tätige Tugend. Sie dienen Gott durch Ihre Empfänglichkeit und Bereitschaft, für seine Welt und die Schönheiten des Daseins offenzustehen wie zwei Flügel eines Tores. Wer könnte die Welt so dankbar erfüllt ansehen wie Sie? Das sei Ihre Leistung, Ihr Dienst und Ihre Arbeit. — Und so ist Ihnen denn dies als Tat aufgegeben: Verzicht auf eigene Tat und eigenes Werk.“

„Meister, Sie stempeln mich zu einem, der mehr ist als andere. Aber auf eine gänzlich unbeweisbare Art soll ich es sein. Ich fühle indessen, daß ich auch weniger bin als die andern. Und dies auf eine sehr zutage tretende Art. Meister, ich kann nicht, was andere können, ich trage nicht mit am Bau. Deshalb bin ich nicht einer, nach dessen Bild die Gattung Mensch zur Menschheit geformt werden dürfte. Ich darf niemals Typus werden. Ich muß immer Individuum bleiben. Denn solche wie ich können den schweren Bau der Zivilisation nicht auf den Schultern halten. Ich stehe neben denen, die ihn halten, und sehe zu und lasse mich tragen.“

Der Lehrer: „Der Zierstein beklagt sich, daß er kein Mauerstein ist. Arif, auch dieses Ihr heimlichstes Leid, Zierstein zu sein und sich von den Mauersteinen getragen zu wissen, wo Ihr Stolz es Ihnen geböte, daß Sie andere trügen, auch dieses Leid gehört zu den Leistungen, die Ihnen auf-erlegt sind.“

Arif dachte erschrocken: Ich leide an mir. Aber er — will mich ganz so wie ich bin. Ich bin froh an mir, weil er mich ganz so will, wie ich bin. Aber soll das all meine Aufgabe sein, zu bleiben, wie ich bin? Und nicht einmal diese werde ich leisten können. Denn die Zeit wird mich älter

machen. Und ich soll, scheint es, immer Jüngling bleiben. So viel zeigt sich jedenfalls klar: Des Meisters Verdikt versperrt mir die Zukunft. Er sagt zu mir: Du mußt bleiben wie du bist! Das heißt nicht viel Anderes wie: Du mußt jung sterben, Freund. Denn nur so werde ich bleiben können wie ich bin. Und hat nicht dasselbe jede Gletscherspalte im Hochgebirge und jede weißgischende Woge des erregten Meeres lockend zu mir gesagt? Und meine eigene Seele, hat sie es sich nicht oft vorgehalten, daß sie jung sterben möchte?

Aber da war Hella. Sie redete zu ihm, als er ihr seine Gedanken verriet „Weißt du nicht, daß ich dich auf deinem nächsten Wege um die Welt begleiten werde? Eines Tages aber werden wir haltmachen und ein Haus bauen. Wir werden Kinder haben. Da wirst du dich bald halten nicht wie du bist, zerbrechlich bei aller Kraft, sondern wie du willst, daß sie dich sehen sollen. Und also wirst du dich selbst verlieren, damit zugleich aber auch alles, woran du heute leidest. Deine Kinder werden dich erlösen: aus einem Zierstein in einen Eckstein, der fest trägt. Aber ein Glanz und eine schönere Prägung wird ihm verbleiben aus den Tagen, da er nur Zierstein war. Du mußt nicht in die Gletscherspalte hinabblicken, sondern zu dem hin, was kommen wird, wenn du das Richtmaß suchst!“ Als Hella so gesprochen hatte, reichte er ihr beide Hände und schwieg.

WESEN UND ART DES GEBETES

VON DR. BRUNO HILLER

Wer der Religionspsychologie fernsteht, macht sich kaum Gedanken über das Gebet und über die mannigfachen Fragen wissenschaftlicher Art, die sich daran knüpfen: Für den Frommen ist es eine Selbstverständlichkeit, und der Unfromme bringt überhaupt kein Verständnis dafür auf. Aber wir brauchen uns nur die häufigsten und allgemein anerkannten Andachtstypen zu vergegenwärtigen, um sofort die seelische Vielfältigkeit und religiöse Wichtigkeit des Gebetes zu erkennen. Wer kennt nicht und sieht nicht die Gegensätzlichkeit vom Gebet im Kämmerlein und der feierlichen Gemeindeliturgie, dem überfließenden Herzen und der stammelnden Rede im Gegensatz zu dem zilesierten Kunstprodukt, dem spontanen Erlebnis und dem Herbeten einer unverständenen Formel? Wonne und Entzücken des Herzens stehen der peinlichen Erfüllung einer kirchlichen Vorschrift gegenüber, die Entladung eines übermächtigen Gefühls der bewußten Konzentration, stille

Versunkenheit der Pathetik, klare, tiefste Herzensnot dem Fluge des Geistes zum höchsten Lichte.

Ebenso gegensätzlich sind auch die Inhalte der menschlichen Gebete: persönliche irdische Wünsche und brüderliche Fürbitte, Fluch und Rache und heroische Feindesliebe, Pochen und Fordern und demütiges Vertrauen und Sichbescheiden, scheues Flehen und kindliche Bitte: Dein Wille geschehe! Demütige Bitte und Gnade, jubelnder Dank oder entzückter Lobpreis, kindliches Flehen um irdische Güter (z. B. Gesundheit) und ernstes Verlangen nach Heiligung, schließlich als letztes verzehrende Sehnsucht nach Gott, Gespräch mit dem himmlischen Bräutigam (Maria) und erfülltes Sehnen nach Seelenfrieden. Auch schon bei flüchtigem Ueberblicken dieser Aufzählung erkennt man eine ganz bestimmte Entwicklung und Fortbildung, die sich übrigens zu allen Zeiten und bei allen Völkern zeigt.

Die Urform des Gebetes ist das naive, ganz persönliche Gebet, das bei gegebener Gelegenheit aus dem Munde des schlicht-frommen Menschen kommt. Es ist gefühlsmäßig, spontan, frei, eudämonistisch, leidenschaftlich, inbrünstig und einen direkten Verkehr mit der Gottheit voraussetzend. Dieses naive Gebet aus Herzenbedürfnis wird (z. B. oft schon beim gemeinsamen Familiengebet) zur Sitte und dann bald zu einem rituellen Gebete, d. h. zu einer stereotypen, unantastbaren Formel, oft mit konventionellen Gebärden. Von da bis zu dem priesterlichen Amtsgeschäft mit feststehenden sakralen Worten ist nur ein Schritt, obgleich dazwischen eine völlige seelische Umstellung liegt. Das stellvertretende Gebet eines amtierenden Priesters setzt ja schon eine gewisse Loslösung des profanen Lebens von der Religion voraus. Die moderne Religionspsychologie behauptet, daß hierbei die Schriftlosigkeit resp. der Schriftbesitz eines Volkes von großer Bedeutung sind. Hieraus entwickelt sich dann zwangsläufig der Kulthymnus, prunkvoll, schwerfällig, ein Stück des Opferrituals und man möchte fast sagen, ein regelmäßiger, der Gottheit dargebrachter Tribut. Der berühmte Germanist Jakob Grimm sagt direkt: das Opfer ist ein mit Gaben dargebrachtes Gebet. Auch im Hebräischen und im Arabischen bedeutet beten ursprünglich dienen, Sklave sein, Gott opfern bzw. opfern schlechthin. Hier sind wir schon bei dem literarischen Produkte angelangt, das kaum noch Beziehung zur unmittelbaren seelischen Gebetsäußerung hat.

Das Gebet auf der höheren Stufe der Geistigkeit und Frömmigkeit ist natürlich genau wie das naive eine Zwiesprache mit Gott; denn sonst wäre es kein Gebet mehr. Aber es ist doch ein grundlegender Unterschied vorhanden. Der naive Fromme betrachtet sein Gebet als eine persönliche Leistung, durch die er auf seinen Gott wirken will. Es ist dies eben die primi-

tive Auffassung von der Religion als einem (sozialen) Verkehrsverhältnis zwischen Gott und Mensch, wobei der erstere der stärkere ist und entsprechend günstig gestimmt oder für die menschlichen Wünsche gewonnen werden muß. Der tiefinnerlich Fromme dagegen fühlt, — und das gilt für alle Religionen und für alle Zeiten! — daß sein Beten nicht sein Eigenwerk ist, sondern daß es aus der Kraft und der Fülle Gottes selbst strömt. Gott selbst gibt ihm also seine Gebetsgedanken und -gefühle ins Herz, seine Gebetsworte auf die Lippen. Daher empfindet er sein Gebet als ein Gnadengeschenk, eingegossen (oratio infusa), als die Offenbarung des im Innersten des Menschen wirkenden Gottes. Dies gilt sowohl

1. für das mystische Beten, d. h. für die kontemplative Gottesschau, Versenkung, Kommunionidee, welches die Gefahr des Pantheismus in sich birgt, als auch
2. für das prophetische Beten, d. h. für die Bitte um Hilfe, Gnade und Hilfe für sich und die Brüder, als auch
3. für die reine Anbetung, in der Ehrfurcht, Lob, Dank und Zuversicht ihren schönsten Ausdruck finden. Psalm 90: Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für.

Das gottesdienstliche Gemeindegebet, das gemeinsame laute Beten, zu dem auch z. B. der Choralgesang gehört, ist der Ausdruck vom Lobpreis und Dank, vom Heilsverlangen der Gemeinde und zugleich eine Fürbitte der sich solidarisch fühlenden religiösen Gemeinschaft. Hier spielen oft, wie beim priesterlichen Gebete, ästhetische Absichten eine Rolle; aber sie sind kaum zu verurteilen, da gerade die Schönheit eine starke Förderung der Andacht ist.

Allen diesen Gebetsarten, soweit sie überhaupt auf den Namen „Gebet“ mit Recht Anspruch erheben, in besonderer Stärke aber dem echten, unverbildeten Rufe nach Gott, ist gemeinsam, daß sie der Ausdruck der Frömmigkeit aller Jahrhunderte und aller Kulturen sind; denn „die Frömmigkeit der Massen ist unverändert, wie das Wasser in den Tiefen des Meeres, und wird von den Oberströmungen weder mitgerissen, noch erwärmt“ (Cumont).

Auch das Urteil des Berliner Theologen Deißmann verdient Erwähnung: „Im Gebet offenbart sich das Leben echter Frömmigkeit am deutlichsten und verhüllt sich zugleich am scheuesten“. Das echte Herzensgebet ist also der Ausdruck eines elementaren Dranges nach höherem, reicherem, gesteigertem Leben, wobei der Gegenstand des Gebetes — ob egoistisch, ethisch, rein religiös — der Maßstab für seine Wertsphäre ist. Mit anderen Worten

Das Streben nach Befestigung, Stärkung und Steigerung des eigenen Lebens, sei es des körperlichen oder wirtschaftlichen, sei es des seelischen, ist das Motiv alles Betens. Dies hat aber als unumgänglich nötige Voraussetzung — und das ist sehr wichtig! —

1. den Glauben an einen lebendigen persönlichen Gott,
2. den Glauben an seine unmittelbare Gegenwart und Erreichbarkeit für das Gebet und
3. den Glauben an eine innere Zusammengehörigkeit von Gott und Mensch, die diesen Gebetsverkehr ermöglicht. Daher kann u. U. auch eine feste unpersönliche Formel von persönlichem Leben erfüllt sein.

Unbeschadet dieser gemeinsamen seelischen Grundlage muß man aber scharf unterscheiden zwischen primären und sekundären Gebetstypen. Den primären liegt stets ein originales Herzensbedürfnis zugrunde, das sich aber durchaus mit einer gepflegten und ästhetisch schönen Form verträgt. Auch das Gemeindegebet, ob laut oder leise, kann als primär gewertet werden, wenn es wirklich der seelischen Solidarität der Mitbetenden entspringt und nicht bloß eine starre, sakrale und gewohnheitsmäßig geübte Gebets-handlung ist. Der sekundäre Gebetstypus, das Gebet in altüberlieferter, fester und oft „geoffenbarter“ Form, weil aus der Offenbarungsurkunde selbst entnommen, entartet leicht und ist dann nur die Erstarrung eines ursprünglich Lebendigen. Diese Gebete können dann an sich wohl zu wahren und persönlichen Gebetserlebnissen anregen, und ihr Vortrag erfolgt gewiß meistens in andächtiger Stimmung, aber sie selbst sind nicht mehr der unmittelbare Schrei zu Gott.

Damit soll keineswegs gesagt sein, daß dieser sekundäre Gebetstypus minderwertig sei, ganz im Gegenteil! Gerade für die breite Masse und für die einfache — oft frömmste! — Seele ist er unentbehrlich; denn diese verlangt nach Gemeinsamkeit, wie wir oben bezüglich des Gemeindegebetes bereits gesagt haben. Er hat durch den Nimbus der Heiligkeit auch hohen erzieherischen Wert. Der beste Beweis hierfür ist seine Jahrtausende überdauernde Verehrung. Alle großen Autoritäts- und Kirchenreligionen schreiben solche Gebete vor. Man denke an das jüdische Schema-Gebet und an das christliche Vaterunser. Aber auch viele andere wären hier zu nennen. Sie wollen die Massen durch den steten Gebrauch uniformieren und zugleich emporheben. Dieses vorgeschriebene, regelmäßige Hersagen drückt sie aber leicht zu einer bloß um des Verdienstes willen geübten Leistung herab, und so werden sie statt zu einer überpersönlichen Seelenerhebung zu einer unpersönlichen Form. Auch Muhammed gab seinen Anhängern Gebetsbeispiele

So kam einst Abu Bekr zu ihm und sprach: „Lehre mich eine du'a (ein freies Gebet), die ich bei der salât (dem täglichen Pflichtgebet) beten soll!“ Da lehrte ihn der Prophet ein Gebet um Sündenvergebung. Diese Erzählung findet sich bei Achmad ibn Taimija, „Buch des frommen Wortes“ (herausgegeben von H. Wiesel, 1914).

Das Bußgebet kann nicht als eine selbständige Gebetsgattung betrachtet werden, sondern ist wohl ursprünglich und in erster Linie eine Abart des Bittgebetes, durch das man die Gottheit sich gnädig zu stimmen sucht.

Aus dem bisher Dargelegten können wir bezüglich dessen, was uns an dieser Stelle besonders interessiert, folgende Schlüsse ziehen:

Weil also das Gebet einen Verkehr, eine Zwiesprache des betenden Menschen mit Gott darstellt, so ist es gewissermaßen ein soziales Phänomen. Es spiegelt stets ein irdisches Gesellschaftsverhältnis (ex analogia societatis humanae) wider: Knechtschaft oder Kindschaft, Untertänigkeit oder freiwillige (dankbare) Gefolgschaftstreue, Freundschaft oder mystische Liebe.

Der Muslim fühlt sich, weil in ganz besonderer Stärke traditionstreu, als Mitglied der arabischen Geistes- und Religionsgemeinschaft. Zu Muhammeds Zeiten war dies durch das Klima und die damit verbundene soziale Gleichförmigkeit gegeben. Für den nichtarabischen Muslim ist dabei die Voraussetzung, daß er geistig so vollkommen arabisiert ist, daß er diese Sprache nicht nur versteht und spricht, sondern in ihr auch wirklich denkt. (Die Probe ist bekanntlich das Kopfrechnen.) Sonst ist sein Gebet nur eine rituelle Formel, in der er allerdings den Willen zur arabischen Zugehörigkeit, nicht aber eine echte, persönliche Herzensregung zum Ausdruck bringt. Der Islam nimmt überhaupt bezüglich des religiösen Innenlebens eine Sonderstellung ein: seine undogmatische Art, seine gute Massenpsychologie mit kurzen und oft wiederholten Gebeten, seine straffe Gesetzmäßigkeit und Ordnung mit häufigen Gebeten und Waschungen und sein starkes „Wir“-Gemeinschaftsbewußtsein sichern ihm die Vorherrschaft im Morgenlande gegenüber den komplizierteren Religionen. Hierzu kommt außerdem noch seine einzigartige und überlegene Beherrschung des Lebens. Uebrigens gilt auch im Islam das Gebet als eine positive Leistung an Gott, die verdienstlich ist und daher einen Anspruch auf Gegenleistung begründet.

Bezüglich der Fremdsprache beim Gebet muß man vor allem bedenken, daß im Islam die absolute Offenbarungsurkunde, der Quran, auf arabisch geschrieben ist und somit diese Sprache legitimiert. Ferner aber darf man nicht vergessen, daß neben dem Bestreben, die göttlichen Vorschriften auf das genaueste zu erfüllen, jeder Religion eine große Stabilität

innewohnt. Noch in der römischen Kaiserzeit wurden in Rom altlateinische Gebete gesprochen, die selbst den Priestern meist unverständlich waren, wie wir es bei Quintilian lesen. Bei den hellenistischen Isis-Mysterien wurde an der heiligsten Stelle, bei der Tabernakelöffnung, ein ägyptisches Gebet gesprochen, und bei den semitischen Assyrern und Babyloniern, sowie auch heute noch bei manchen Völkerschaften in Afrika, ist der Gebrauch einer Sakralsprache offiziell.

Beim Katholizismus ist es ähnlich. Die lateinische Kirchensprache ist hier u. a. das äußere Kennzeichen der Unterwerfung unter den römischen Papst. Andererseits trägt die Katholische Kirche keinerlei Bedenken, aus politischen Gründen und aus Gegnerschaft die Muttersprache in bestimmten Gegenden zu unterstützen. Mit der Begründung: „Die Unterdrückung der deutschen Muttersprache beim Religionsunterricht in der Schule und bei den kirchlichen Handlungen kann nicht ohne nachteilige Folgen bleiben sowohl für das völkische wie das kirchliche Leben des Deutschtums in Slavonien“ unterstützt sie die dortige deutsche Opposition. Vor 35 Jahren aber wurden kirchlicherseits in der damaligen Provinz Posen, wie gerichtlich unzweifelhaft festgestellt wurde, die Kinder in der Schule belehrt, daß sie nur polnisch beten dürften, da die Muttergottes mit dem Jesuskinde ebenfalls nur polnisch spräche.

Der Protestant als echtes Kind der Renaissance, die uns den Begriff der geistigen Persönlichkeit (Individualreligion, freie Wissenschaft, mit dem Namen des Künstlers signierte Kunstwerke, bürgerliche Stadtverwaltung usw.) geschenkt hat, betet, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, und weiß, daß der allwissende Gott sein seelisches Verlangen kennt und uns selbst sogar „vertritt mit unaussprechlichem Seufzen“ (Römer VIII, 26). Nach evangelischer Auffassung hat also das Gebet als solches nichts mit der Sprache, noch mit dem Anbetungsorte oder heiligen Stätten, noch mit vorgeschriebenen Zeremonien zu tun; denn Gottes Gegenwart kann überall und jederzeit in der Stille des eigenen Herzens erlebt werden.

Hier sei ergänzend noch folgendes bemerkt: Zum Ausdrucke fast jedes psychischen Vorganges, auch des Gebets, treten zu der elementaren Äußerung der Rede noch Körperhaltung, Miene und Geste hinzu: Die Gebärdensprache neben der Lautsprache. Jeder kennt ja die meist unwillkürlichen Anzeichen von Furcht, Angst, Kummer, Sorge, Ehrfurcht, Bewunderung, Staunen, Entzücken, Sehnsucht, Hingabe, Begehren, Zuversicht, Hoffnung, Vertrauen usw. Die Gebetsgeste entspricht hierbei — vor allem im Altertume — den landläufigen Formen des sozialen Verkehrs

mit den Eltern, Stammeshäuptern usw., d. h. sie hat ein feststehendes, peinlich genau befolgtes Höflichkeitszeremoniell. Nur in den Augenblicken höchster Not wird das Gebet unzeremoniös und formlos. Die Gebetshaltung ist ganz verschieden und oft mannigfaltig: stehend, knieend, hockend, sich niederwerfend, liegend, wippend wie bei dem jüdischen *schemone esre*, das ursprünglich ein kultisches Tanzen war, den Oberkörper vorbeugend, das Haupt neigend usw. Der Name des arabischen Pflichtgebetes *salât* hängt mit *salaj* = Krümmen des Rückgrats, zusammen. Auch die Hände sind meist beteiligt: Eine oder beide Hände erheben, ausbreiten, an Brust oder Kopf legen, auf der Brust kreuzen, falten usw. Der Islamforscher Goldziher erblickt übrigens in der alten arabischen Gebetsgeste des Emporhebens und Ausstreckens der Hände bei der *du'a* einen Ueberrest von uralten Zaubergesten, und zwar als Fluch und Abwehrbewegung gegen böse Geister. In Wirklichkeit ist diese Geste aber nur eine im Profanen landesübliche Huldigung.

Auch Redeweise und Tonfall ist beim Gebete differenziert: Der Primitive betet wortreich, aber die Länge entspricht seiner Ehrfurcht. Der Heuchler dagegen betet laut und lange aus Prahlerei, und nur gegen ihn richtet sich daher Jesu Verbot des ostentativen Betens. Je nach Land und Religion gehören zum Gebet feierliche Rezitationen, Singen oder Murmeln, d. h. die Vortragsweise der Zauberformeln, ferner die liturgische Tracht, man denke an die jüdischen Gebetsriemen und Kopfbedeckung, die nicht in Unordnung geraten darf. Gähnen und Ausspucken während des Gebetes machen in vielen Religionen dieses kraftlos.

Der Glaube an die örtliche Präsenz und Gebundenheit Gottes verleiht nach der Ueberzeugung vieler Religionen bestimmten heiligen Stätten eine besondere Kraft. Dies sind dann die Wallfahrtsorte und Orakelstätten. Auch im Islam war ursprünglich, nicht wie jetzt nach Mekka, die Gebetsrichtung nach Jerusalem.

Zusammenfassend können wir also sagen: Bei vorgeschriebenen Riten und fremdsprachlichen Formeln liegt stets die Gefahr vor, daß das spontane und freie Gebet des einzelnen zurückgedrängt wird, und daß der Beter genug getan zu haben glaubt, wenn er oft auf Kosten der Andacht die traditionellen heiligen Vorschriften befolgt, die Speise-, Fasten- und Tabuvorschriften beachtet und die gottesdienstlichen Formeln rechtzeitig und genau hersagt — andererseits liegt fraglos auch ein hoher pädagogischer Wert in dem rituellen Beten: Gewöhnung, Schärfung des ästhetischen Gefühls und Wahrung vor Abgleiten in Unehrebarkeit, ferner Belebung des Solidaritäts-

geföhls und zwar durch die Fürbitte bezüglich der im Gebet versammelten Frommen und auch der in der Ferne weilenden Glaubensgenossen.

Wichtig dürfte es sein, wenn wir vom Gebete sprechen, auch der Gebetsstimung Erwähnung zu tun. Die Furcht vor einem persönlichen Unheile ist, wie es scheint und bereits von dem naiven Gebete des geistig einfachen Beters gesagt worden ist, das treibende, die Hoffnung das auslösende Motiv des Gebetes, Not lehrt beten, — aber Gott muß sich dem Menschen bereits geoffenbart haben, ehe der Mensch seinerseits zu ihm kommt. Der allgemeine Grundklang des Gebets ist natürlich je nach dem Beter stark differenziert. Nichts offenbart uns besser den sittlichen Wert und die geistige Würde eines Kultus, als die Höhenlage seines Gebetes. Im Gebet enthüllen sich nämlich nicht nur die religiösen Unterschiede einzelner Menschen, sondern ganzer Völker, Zeiten, Kulturen, Kirchen und Religionen. Egoistische und berechnende Beter suchen die Gottheit durch Gelübde für sich zu bestimmen. Bei einfachen Gemütern herrscht die Gottesfurcht und das Gefühl der Schwachheit vor. Sie empfinden, um biblisch zu reden, daß der Mensch nicht allein vom Brote lebt, und so ist das Gebet denn oft bei ihnen eine spontane seelische Entladung des Willens zum Leben. In der höheren Religiosität herrscht dagegen das Gefühl für die Größe und Erhabenheit Gottes vor. Daher ist hier das Gebet andächtige Ehrfurcht, dankbare Demut und Vertrauen. Auf der höchsten Stufe endlich ist das Gebet der Ausdruck des herzlichen Kindervertrauens, des Bewußtseins der Erlösung und anbetender Dank.

Trotz dieser fundamentalen Unterschiede gleichen sich diese Gebetsarten im Wesentlichen: Motiv, Form, Inhalt, Gottesvorstellung und Beziehung zwischen dem Beter und Gott stimmen überein, weil jedem Gebet seinem ganzen Wesen nach die Urform der Religion, das Herabholen des Ewigen in unsere Ohnmacht und Vergänglichkeit, zu Grunde liegt. Aber die Wahl der Worte, der Klang der Stimme, das Mienenspiel, Körperhaltung und Gesten können grundverschieden sein, je nach der charakterlichen oder augenblicklichen Gebetsstimung und sittlich-religiösen Höhe des einzelnen. Das Beten ist nämlich so absolut allgemein und rein menschlich, daß man sein Wesen nicht an der Religion eines Volkes, einer Zeit-epoche und einer religiösen Gemeinschaft allein aufzeigen kann. Demnach offenbart sich sein Geheimnis nur dem, der sich in fremde Geistesart einzuföhlen vermag, oder mit anderen Worten: Das wahre Gebet ist eine Welt für sich und nur denen bekannt, die wirklich in ihr leben.

Es würde hier zu weit führen, auch nur andeutungsweise von den Gebetserfahrungen und Wirkungen zu sprechen, die ja das psychologisch Aller-

persönlichste und Zarteste sind. Aber zur Abwehr der häufigen Schmähungen, die in allen Ländern und zu allen Zeiten gegen das Gebet als solches geschleudert worden sind, muß hier folgendes gesagt werden:

Vorhin wurde festgestellt, daß das Gebet „das Streben nach Befestigung, Stärkung und Steigerung der Persönlichkeit“ ist, und daß der Beter, soweit sein Ruf zur Gottheit überhaupt Gebet ist, hierzu überirdische Hilfe erbittet. Das Gebet hat also grundsätzlich und seinem Wesen nach *dynamischen* Charakter. Wenn man deshalb von dem Gebete behauptet, daß es ein Minderwertigkeitssymptom und das Zeichen eines schlaffen Charakters sei, der wie ein arbeitsscheuer Bettler sich jeder pflichtbewußten Anstrengung zu entziehen sucht, so dürfte das Gegenteil vielmehr zutreffen. Nicht Indolenz oder Fatalismus läßt die Hände zum Gebet falten, auch nicht die Not, die viel öfter fluchen lehrt, sondern das Bewußtsein, mit Gott im Bunde zu sein, und mit ihm zusammen die Welt überwinden zu können. Gerade Lebensmut, Tatfreudigkeit und Standhaftigkeit in Leiden sind die Früchte des regelmäßigen Gebetverkehrs mit Gott, und der Seelenfrieden, der das Letzte und Höchste auf Erden ist, wird nur dem Beter zuteil. Die Gottlosen haben keinen Frieden, sagt der Psalmist.

Das Wort aus der gleichen Quelle: Wer ist der Mensch, daß Du Dich seiner annimmst, und des Menschen Sohn, daß Du seiner gedenkst!, ist notwendigerweise die Grundstimmung jeden Beters, der vor Gott tritt, und daher ist auch in allen Religionen das erste Wort im Gotteshause eine demütige Grußformel, ob der Grieche *chairois* oder *chaire* sagt oder der Muslim *labbaik* (zu Befehl, zu Diensten). Jeder, der wirklich zu beten versteht, wird der Mechthild von Magdeburg (gest. 1277) beistimmen, die an den Schluß ihres feurigsten Liebesgebetes die Bemerkung anfügte: „Das sind Worte des Sanges der Minnestimme; aber der süße Herzensklang mußte wegbleiben; denn den vermag keine irdische Hand zu schreiben“. Ja, der alte Chrysostomus hat Recht, wenn er sagt: „Nichts ist gewaltiger als das Gebet, und nichts ist ihm zu vergleichen“.

BUECHERSCHAU

GERMANUS: ALLAH AKBAR

Verlag Holle & Co., Berlin

In jüngster Zeit ist eine ungewöhnlich große Zahl von Werken über den Islam erschienen. Die Tatsache kennzeichnet das erwachende Interesse Deutschlands für diese Religion und diejenigen Länder, die sich zu ihr bekennen. Das Buch „Allah Akbar“ des ungarischen Orientalisten Germanus gehört zu den wichtigsten

und bedeutsamsten Veröffentlichungen, die wir zu nennen haben. Der Verfasser ist viel gereist und besitzt ein lebendiges Bild von Land und Leuten, eine hervorragende Kenntnis von Sitten und Gebräuchen der moslemischen Welt. Er ist in Ägypten, Indien, Arabien und der Türkei gleicherweise zu Hause. Mehr noch: er ist zum Islam übergetreten und dadurch mit Moslems aus den Heimatländern des Islams aufs engste bekannt geworden. So hat er einen tiefen Blick in die Seele der Moslems tun können und mehr von ihrem Geist verspürt, als es sonst Europäern vergönnt ist.

Das Werk liest sich spannend wie ein Roman, dessen ungeachtet es ein guter Spiegel der Tatsachen ist. Indessen, irren ist menschlich, und so hat in manchen Punkten auch unser Autor geirrt. In seinem Urteil über Mohammed und den Koran ist er ersichtlich von europäischen Meinungen beeinflusst, die nicht mit denen übereinstimmen, welche die Moslems selbst vertreten. Ähnlich hat er auch die Ahmadija-Bewegung ihrem Sinne nach nicht genau verstanden und sie demgemäß auch nicht richtig dargestellt. Das ändert nichts an der Tatsache, daß „Allah Akbar“ ein sehr interessantes Buch ist, und wir empfehlen es unseren Lesern, die sich mit dem Islam, seinen Menschen, seinem Kult, seiner Kultur vertraut machen wollen, aufs wärmste. Das Werk ist mit über dreißig schönen Bildern ausgestattet.

S. M. A.

*

KURT HIELSCHER, ITALIEN

Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1938. Preis RM 6,80.

Ein Bildwerk von Kurt Hielscher bedarf keiner besonderen Empfehlung mehr. Er ist ein Künstler par excellence, besser gesagt: „ein unerreichter Meister“ auf seinem Gebiete. Die Neuauflage seines „Italien“ bringt 240 ganzseitige Bilder von Landschaft und Baukunst, die er aus 8000 Aufnahmen sorgfältig ausgewählt hat, in bestem Kupfertiefdruck mit Bildunterschriften in deutsch, italienisch, spanisch, englisch und französisch. „Ich will ja nicht mit Worten schildern“, sagt Hielscher in seinem Vorwort, „meine Bilder sollen sprechen. Wer sie zu fragen versteht, dem werden sie vielfältige Antwort geben.“ Ich schließe mich dieser Ansicht Hielschers an. Die Sonne Italiens lebt in den Bildern Hielschers.

R.

*

GHOLAM ALI TARBIAT: DEUTSCH-PERSISCHES TASCHENWOERTERBUCH

Kommissionsverlag Otto Harassowitz, Leipzig. — Ladenpreis RM 8,—

Um ein Land, seine Bewohner, seine Religion und seine Gebräuche kennen zu lernen, muß man seine Sprache treiben. Wörterbücher sind vorzügliche, ja unentbehrliche Hilfsmittel zu diesem Zwecke. Und wenn es sich um eine Sprache handelt, wie das Persische, so darf ein solches Hilfsmittel auf ganz besondere Beachtung rechnen. Denn neben dem Arabischen, das den ersten Rang im ganzen vorderen Orient einnimmt, folgt das Persische gleich an zweiter Stelle, sowohl was die Fülle der Literatur angeht, die sich in dieser Sprache bietet, wie im praktischen Leben.

Das Taschenwörterbuch von Gholam Ali Tarbiat ist ein hervorragendes Werk. Der Autor, der Perser ist, hat an 16 000 deutsche Wörter und Redewendungen zusammengestellt und sowohl in klassischem wie in modernem Persisch wiedergegeben. Da die persische Schrift für den Europäer allerlei Schwierigkeiten bietet, so hat der Verfasser außer dieser auch noch die Transscription ins Lateinische vorgenommen. Dies erhöht den Wert des Werkes ungemein, dessen Benutzung dadurch auch für solche Personen möglich wird, denen die persische Schrift nicht zugänglich ist.

Papier, Druck und Ausstattung des Buches sind besonders zu loben. Das Werk umfaßt 700 Seiten und ist in Ganzleinen gebunden. Wir empfehlen es allen Freunden des Orients im allgemeinen und des Islams im besonderen. S. M. A.

*

DER NEUE BROCKHAUS, BAND III UND IV

Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, 1938. Preis jedes Bandes RM 11,50.

An dem III. und IV. Band des „Neuen Brockhaus“ sind dieselben Vorzüge zu rühmen, die wir an den beiden bereits an dieser Stelle besprochenen Bänden des „Allbuchs“ hervorgehoben haben. Dem deutschen Volke werden hier die Errungenschaften der Menschheit auf den verschiedensten Gebieten des Lebens in Wort und Bild erklärt und in wichtigen Fällen in ihrer historischen Entwicklung dargestellt. Der „Neue Brockhaus“ ist reich an praktischen Ratschlägen, gibt Auskunft über alle deutschen und die wirklich gebräuchlichen fremden Wörter und Ausdrücke mit etymologischen und stilistischen Erläuterungen, bringt Schriftennachweise für Weiterarbeit auf dem Gebiete der Politik, des Staatslebens, der Geschichte, des Schrifttums, des Handels und Verkehrs. Der Text wird erforderlichenfalls aufs beste unterstützt und ergänzt durch 10 000 ausgezeichnete Abbildungen und Karten, 1000 einfarbige und bunte Tafel- und Kartenseiten und durch ein zerlegbares Modell des Menschen. R.

An unsere Leser!

Wir machen besonders aufmerksam auf die diesem Heft beigegebene Ankündigung der Neuerscheinung unseres Verlags

Der Heilige Koran

in deutscher Sprache mit gegenüberstehendem arabischen Text von

Maulana Sadr-ud-Din.

D e u t s c h e B ü c h e r :

Von Maulana Sadr-ud-Din:

Die Religion der Menschheit RM 0.30
Der islamische Mensch " 0.30

Von Dr. S. M. Abdullah:

Die Stellung der Frau im Islam " 0.30
Der Islam und das Schwert " 0.30

Von Dr. Hans Ellenberg:

Geh mit mir in den Orient " 2.00
Der Orient " 3.00

E n g l i s c h e B ü c h e r :

Von Maulana Muhammad Ali:

The Holy Quran (With Arabic Text) English
Translation and Commentary (1400 pp).

in three qualities: RM 37.50, RM 30.00, RM 22.50

Translation of the Holy Quran (Without Arabic
Text)

in three qualities RM 9.00, RM 7.50, RM 3.75

Muhammad the Prophet " 4.50

Muhammad and Christ " 2.50

The Religion of Islam " 15.00

Von Mirza Ghulam Ahmad:

The Teachings of Islam " 2.50



Diese Bücher sind zu beziehen:

Berlin-Wilmersdorf, Brienner Str. 7, Moschee

Einzahlungen auf Bankkonto: Deutsche Bank in Berlin, Depositenkasse D 3, Berlin-Wilmersdorf 1, Uhlandstraße 89/90 und

Postscheckkonto: 1286 59 Berlin für S. M. ABDULLAH,
Wilmersdorf, Brienner Straße 7/8